

JAROSLAV HAŠEK

Die Geschichte der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes

Entst. 1911–1912 · Erstdr. 1963

(Auszug)



JAROSLAV HAŠEK

Geb. 1883 in Prag, gest. 1923 in Lipnitz

Nach einer Drogistenlehre und dem Besuch der Prager Handelsakademie (1899–1902) führte der Sohn eines früh verstorbenen Gymnasiallehrers das Leben eines Bohemiens und lebte vom Schreiben. Auf diese Weise entstanden seit 1901 zahllose Erzählungen und Feuilletons. 1904 bis 1908 schloß er sich der anarchistischen Bewegung an. 1915 mußte er einrücken, wurde an die Front geschickt und ließ sich von den Russen gefangennehmen. Im Jahre 1916 trat er in die Tschechoslowakischen Legionen, 1918 in die Rote Armee ein. 1920 kehrte Hašek, der trotz einer 1910 geschlossenen und immer noch aufrechten Ehe ein zweites Mal geheiratet hatte, mit seiner zweiten Frau nach Prag zurück und veröffentlichte zwischen 1921 und 1923 sein Hauptwerk, den Roman „Osudy dobrého vojáka Švejka za světové války“ (Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkriegs, deutsch 1926/27). In seiner fruchtbarsten Schaffenszeit zwischen 1910 und 1913 hatte er i. J. 1911 mit Freunden die „Strana mírného pokroku v mezích zákona“ (Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes) gegründet. Er trat als Vorsitzender und Wahlredner dieser Scheinpartei auf, mit deren Auftritten das politische Leben und die Parteien der damaligen Zeit persifliert wurden. Die Geschichte der legendär gewordenen politischen Mystifikation, die er zwischen 1911 und 1912 niedergeschrieben hatte, erschien im vollen Umfang erst im neunten Band der Werkausgabe (1963) unter dem Titel „Dějiny strany mírného pokroku v mezích zákona“ (Die Geschichte der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes). In den hier abgedruckten Satiren wird die von den Wiener Tschechen für sich beanspruchte Märtyrerrolle in Frage gestellt.

AN DEN LÖBLICHEN AKTIONSAUSSCHUSS DER PARTEI
DES MASSVOLLEN FORTSCHRITTS IN DEN GRENZEN DER GESETZE

Wien, den ...

Wie kamen wir also ohne Geld von Znaim nach Wien? Und gab es in Wien etwas Belehrendes oder Bemerkenswertes, woraus man hätte neue, für das politische Leben notwendige Erfahrungen sammeln können?

Auf die erste Frage antworte ich ganz kurz. Wir gaben uns als Sozialdemokraten aus Prag aus. Im Bereich der Lebewesen, im Tierreich wie im Pflanzenreich, herrscht nämlich das allgemeine Gesetz der Assimilation, der Anpassung an die Umgebung und die Verhältnisse. Kurz und gut: wir erfuhren aus Plakaten, daß in Znaim ein großes sozialdemokratisches Fest stattfinden sollte, unter der Znaimer Burg am Fluß Thaya im großen Güntherschen Garten, zu dem die Wiener sozialdemokratischen Bahnbediensteten ihren eigenen Sonderzug schickten. So haben wir also beschlossen, uns als Sozialdemokraten auszugeben und das Programm der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen der Gesetze zu verleugnen. Der Obmann jenes Vereins in Wien befand sich gerade in jener Verfassung, in der ein gutes Herz allen Wünschen zugänglich ist. Er war nämlich leicht beschwipst und führte uns in die Mitte des Gartens, wo er sich auf einen Tisch stellte und tschechisch und deutsch ausrief: „In diesem Augenblick trafen hier bei uns drei Genossen aus Prag als Touristen ein.“

Kaum hatte er zu Ende gesprochen, da erhob sich schon im ganzen Garten ein gewaltiger Jubel, und die ganze Menge dachte, daß wir drei eigens deshalb, weil sie hier einen Ausflug hatten, zu Fuß bis nach Znaim gekommen waren. Ich stellte mich auf den Tisch und sagte:

„Genossen! Ich danke euch im Namen meiner Kollegen für den freundlichen Empfang, der uns hier zuteil wurde. Über die Böh-misch-Mährischen Höhen, von Trebitsch bis ins Tal der Thaya,

immer haben wir euer gedacht, die ihr mit Schwielen an den Händen gerade jetzt, unter der Znaimer Burg, das Banner des Sozialismus schwingt, wo die hochmütige Aristokratie sich eingenistet hat, die vor den geschlossenen Reihen der Kämpfer für das Recht und die Gleichheit zittert. Und euch Genossen aus Wien erklären wir, daß wir mit euch notfalls bis ans Ende der Welt gehen werden. Und wir danken euch noch einmal dafür, daß ihr uns mit offenen Armen aufgenommen habt. Wir danken euch für jede Art Gastfreundschaft, die ihr uns erweisen werdet und die klar dokumentiert, daß es auf der ganzen Welt kein Fleckchen gibt, wo ein Genosse den anderen nicht mit offenen Armen aufnimmt.“ Und deutsch fügte ich hinzu: „Geehrte Genossen, wir danken Ihnen für alles! Sozialdemokratie hoch!“

Dann hängten sie uns irgendwelche roten Bänder um und führten uns zu einem anderen Tisch, wo sie uns bewirteten. Dann ging es mit Musik zum Bahnhof, und als alle in die Eisenbahnwaggons gefunden hatten, folgten wir ihrem Beispiel und fuhren mit ihrem Sonderzug nach Wien. Es war sieben Uhr früh, als wir im Wiener Staatsbahnhof ankamen; die Frühsonne war vom Nebel und vom Rauch der Industrieviertel verhüllt. Unser ganzes Vermögen bestand in einer Krone. Eine Krone ist allerdings sehr wenig für drei Leute in Wien. So setzten wir uns in die erste Elektrische und fuhren in die Innenstadt.

Wonach sehnten wir uns in diesem Augenblick in Wien? Wen wünschten wir so brennend zu sehen? – Machar. Jawohl, den Dichter Machar anzupumpen. Denn wie oft hatten wir im Čas gelesen, daß manch eine tschechische realistische Seele nur nach Wien gekommen war, um Machar zu sehen. Allerdings mußte die gute Seele darüber ein Feuilleton schreiben, um die Spesen dieses Ausflugs einigermaßen zu decken. Ich hatte schon längst den Verdacht, daß jeder tschechische Intellektuelle nach Wien kommt, um bei Machar zu pumpen. Dies fand ich nun bestätigt.

Wir wollten dasselbe tun! Wenn aber jemand zu jemandem kommen will, um ihm zu sagen: „Erlauben Euer Gnaden, wir sind auf Reisen“, muß er ihn erst einmal finden. Und so krochen wir im alten Wien in einen alten aufgelassenen Friedhof, der in einen Garten umgewandelt worden war, steckten uns die Pfeifen an und hielten am Grabe des Wiener Bürgers Max Grünhut, dessen verfallener Grabstein die Aufschrift „Lebe wohl!“ trug, Kriegsrat. „Zunächst“, sagte ich, „lassen wir Machar beiseite und wollen ver-



*J. Hašek bei Sitzungen des Aktionsausschusses der Partei
des maßvollen Fortschritts in den Grenzen des Gesetzes*



suchen, alle Errungenschaften der Kultur uns zunutze zu machen. Bei den Wilden gibt es keine politischen Parteien. Unter Gebildeten gibt es jedoch Sozialdemokraten und Nationalsozialisten. Die Wiener Sozialdemokratie hat ihre wohlthätige Aufgabe bereits zur Genüge erfüllt. Sie hat uns von Znaim nach Wien gebracht. Jetzt müssen wir uns der Nationalsozialisten zu bedienen trachten. Die nationalsozialistische Partei gibt hier die Zeitschrift ‚Das tschechische Wien‘ heraus. Soviel ich weiß, ist die Redaktion in der Josefstadt, in einem alten Haus in der Bertholdgasse. Die Umstände zwingen uns also dazu, für zwei Stunden Nationalsozialisten zu werden. In der Redaktion erklären wir unseren Standpunkt und erfahren dort sicher auch Machars Adresse. Gegen Abend gehen wir dann zu Machar, bitten seine Frau, uns am Klavier etwas vorzusingen, und während sie singt, wird einer von uns im Nebenzimmer Machar anpumpen. Machar können wir uns auch auf übermorgen aufheben. Für Dichter ist dann immer noch Zeit.

Aber im ‚Tschechischen Wien‘ verschaffen wir uns die Adressen der tschechischen Kulturvereine. Die laufen wir zunächst einmal ab und dann machen wir uns über Machar her.“ So verließen wir nach diesem wohldurchdachten Plan den Friedhof und begaben uns in die Redaktion der nationalsozialistischen Zeitschrift ‚Das tschechische Wien‘, nachdem wir noch auf dem Friedhof rotweiße Nelken in die Knopflöcher gesteckt hatten. So etwas muß systematisch betrieben werden.

Die Redaktionstube des Tschechischen Wien sah sehr einfach aus. Hier wurde am besten dokumentiert, daß die nationalsozialistische Partei vor allem eine sozialistische ist und als solche keinen Luxus liebt. In der Mitte stand ein Küchentisch, darauf ein Kaffeetopf und ein Tintenfläschchen, einige Bogen Papier und eine Feder. Außerdem waren in dem Raum noch zwei alte Stühle, und auf einem an die Wand gehefteten Bogen Papier stand geschrieben:

Wir lassen uns nicht unterkriegen!

In einer Ecke lag ein Haufen alter Zeitungen, sorgfältig unaufgeschnitten, und nahe der Tür hing ein von Fliegen verunreinigter Magister Jan Hus. Die Augen dieses Heiligen blickten sehr traurig auf den Kaffeetopf auf dem Tisch. Sonst war niemand in der Redaktion. –

Irgendeine alte Frau öffnete die Tür und sagte ganz offen: „Der Herr Redakteur sitzt schon seit aller Herrgottsfrühe auf dem Örtchen.“

„Und was, wenn ich fragen darf, macht er dort so lang?“

„Ach, er schreibt dort einen Leitartikel gegen die Sozialdemokraten. Dort hat er Ruhe, dort hat er Muße, niemand stört ihn dort, denn hier hat jede Wohnung ihr eigenes Klosett. Wenn sie mit ihm sprechen wollen, es ist draußen auf dem Gang, das erste von hinten.“ Wir traten vor die bescheidene Tür, hinter der unsere ganze Hoffnung saß, und sagten: „Heil dir, Bruder, hier sind drei Brüder aus Prag.“

„Sofort, Brüder, sofort“, meldete es sich hinter der Tür. „Gleich bin ich fertig.“

Er zog das Wasser und kam mutig heraus. Er war ein junger Mann. Verlegen entschuldigte er sich, das wäre der einzige Ort, wo er Ruhe habe.

„Natürlich“, sagte ich freundschaftlich. „Zola schrieb in der Badewanne.“

„So, wohin gehen wir auf ein Bier?“ – rief der Redakteur. Er griff seinen Hut und wir gingen hinaus auf die Straßen des feindlichen Wien ...

AUF DER JAGD NACH MACHAR

An den löblichen Aktionsausschuß der Partei des maßvollen Fortschritts in den Grenzen der Gesetze

Wien, den ...

Der Redakteur des Tschechischen Wien ging mit uns auf ein Bier. Er gab sich dabei sehr fröhlich, denn er pfiß und hörte nicht auf zu sagen: „Dort bei Knobloch werdet ihr ein Bier erleben! Ich freue mich sehr, daß ihr aus Prag gekommen seid!“

Und wir waren wiederum froh, daß uns ein so warmer Empfang zuteil geworden war, und dies von einem Mann, von dem wir denken mußten, daß er ein sehr verschlossener Charakter war. Er führte mit uns keinerlei politische Gespräche, sondern sagte mit einem von einem seligen Lächeln breitgezogenen Gesicht unaufhörlich: „Ich freue mich so, daß ihr mich besuchen gekommen seid. Bei Knobloch haben sie ausgezeichnete Kartoffelknödel mit Schweinefleisch und Kraut. Die müßt ihr ausprobieren. Die halten mich am Leben. Wir könnten auch zu Komínek gehen, aber dort

gibt es Schwechater Bier. Hier werden wir Hohenfurter trinken, das ist ein Unterschied Brüder.“

So führte er uns in dieses Restaurant und erst beim Bier begann er feierlich von den Aufgaben der nationalsozialistischen Partei zu sprechen: „Wir werden diesen Judassen in Wien die Suppe schon versalzen. Glaubt mir, Brüder, wir haben unsere Auflage schon um 50 gesteigert! Und welche Feuilletons wir haben! Die schreibe ich selber! Die können sich sehen lassen. Alles ist mit Händen zu greifen, nicht so ein unbestimmter Brei. Eine Näherin bringt ihren Verführer, den Meister, um. Da gibt es kein Pardon für diesen Judas, – das heißt, das muß ich euch, Brüder, erklären, er ist Sozialdemokrat und sie eine organisierte Nationalsozialistin. Während sie eingesperrt ist, weil sie diesen Verführer, den Sozialdemokraten, getötet hat, kommt ihr Kind zu ihrem Onkel, der auch Sozialdemokrat ist. Und sie quälen es, das Kind, sie quälen es, bis Klofáč davon erfährt und das Kind nach Prag mitnimmt. Das Kind wächst, und was soll ich euch weiter erzählen ... Jetzt lassen wir uns das Schweinerne schmecken. – Also, wie ist es? Man sieht, daß es euch schmeckt – diese Knödel, die zergehen auf der Zunge! Nun ja, echte böhmische Küche! Das muß einem schon Freude bereiten hier in diesem verdammten Wien, das aus Böhmen unsere Schwierigkeiten aussaugt. Unsere nationalsozialistische Partei ist hier jetzt im Vormarsch und ihr werdet sehen Brüder, daß ganz Wien nationalsozialistisch wird. Hier, Brüder, werden die Knödel nicht wie anderswo gefettet. Hier haben sie Fett von wirklichen böhmischen Schweinen, und der Wirt selber ist auch ein organisierter Nationalsozialist. Im Wirbel der sozialen Kämpfe sitzt es sich hier ganz gut, was meint ihr, soll ich noch eine Portion bestellen? Wißt ihr was, Brüder, ich bestelle die Portion, bestellt ihr auch noch eine, halten wir zusammen, denn die nationalsozialistische Partei hat in ihrem Programm diese schöne Losung: ‚Einer für alle, alle für einen.‘“

Später allerdings verstanden wir, was dieses „Alle für einen“ bedeuten sollte.

„Bruder“, sagte ich, „wir würden gerne Machar treffen.“

Der Redakteur des Tschechischen Wien stützte sich auf den Arm wie einer, der über irgendein großes Rätsel nachdenkt, dann sagte er, dieser Name käme ihm bekannt vor, aber er könne sich nicht erinnern, wo er diese Firma gesehen habe ... „Auf der Ringstraße oder ... Machar, Machar ... nein, der heißt Machner, Machner – das ist dieser Kürschner auf der Ringstraße – aber Machar – nein, den

Namen kenne ich nicht.“ „Aber du weißt doch, Bruder, Machar, der Dichter Machar ...“ – „Kenne ich nicht“, sagte der nationalsozialistische Redakteur, „wenigstens kann ich mich nicht daran erinnern – einmal schickte ins Tschechische Wien irgend jemand irgendwelche Verse ein – aber das war Józsa Počaplický-Orlický. Der schreibt für uns Epigramme. Im übrigen gibt es genug Dichter auf der Welt, jeden Augenblick taucht irgendein neuer auf. Ich schreibe auch Verse, sehr gute Sachen. Für die Mai-Nummer des Tschechischen Wien im nächsten Jahr habe ich hier zum Beispiel:

Schlag, Banner, schlag!
Dein Schicksal ist es, schlag fürbaß,
rufen wir ohn' Unterlaß.
Und ist erst Wien in unsrer Hand,
Genossen, fest steht unser Vaterland.

Das ist also von mir ... müßt ihr wissen – aber Machar kenne ich nicht. Ihr sagt, Machar sei hier in Wien? Das weiß ich nicht, das weiß ich nicht. Wenn man sich um jeden kümmern wollte, was würde dann aus der Partei werden? Übrigens, wenn dieser Bruder Machar nach Wien gekommen ist, warum ist er dann nicht gleich in irgendeine nationalsozialistische Organisation in Wien eingetreten? Vielleicht in den Jugendverband. So, jetzt könnten wir ins Kaffeehaus gehen und Billard spielen. Brüder, zahlt mir die Gesamtrechnung. Wenn ich nach Prag komme, werde ich mich revanchieren, ich habe keinen roten Heller bei mir. Damit ihr aber im Kaffeehaus nicht für mich zahlen müßt – dort kennt man mich nämlich – leiht ihr mir am besten fünf Kronen, dann kann ich meine Rechnung selber bezahlen. Ich stehe dort sowieso schon mit zehn Kronen in der Kreide. Aber der Ober ist unser Mann.“

So erklärten wir ihm, daß im Gegenteil er uns eingeladen habe und wir kein Geld hätten und daß wir dachten, er würde uns freihalten. –

Er errötete leicht und verkündete, daß er dann irgendwo das Geld auftreiben müsse. Er sei gleich zurück und bezahle die Rechnung. Wir sollten nur unbekümmert und ruhig auf ihn warten. Es versteht sich von selbst, daß wir nach seinem schnellen Abgang, nachdem er uns hier als Pfand hinterlassen hatte, gleich wußten, daß der arme Wicht nicht mehr zurückkehren würde.

Kubín rieb sich die Augen und rief: „Das ist entsetzlich. Den sehen wir nicht wieder!“

„Wißt ihr was, Freunde“, sagte ich, „ich gehe Machar suchen.“ Sie wollten mich nicht weglassen. Kubín schrie, er sei der Jüngere und er solle lieber mit Wagner gehen. Ich solle ruhig warten und ausruhen. Ich habe mich sowieso beklagt, daß mir die Beine wehtäten.

Wagner blickte stumpf vor sich und stieß nur folgende Worte aus: „Soll ich auf der Straße verhungern und verdursten? Lieber komme ich hier um! Ich bewege mich von hier nicht fort.“

„Mir fällt auch nicht ein, wegzugehen!“ sagte Kubín. „Bestellen wir noch ein Bier, und dann kannst du gehen, wenn du selber den Vorschlag gemacht hast.“

Was sollten wir also tun. Ich trank noch ein Bier und ging mutterseelenallein auf die Straßen Wiens, um Machar zu suchen. Mir fiel nichts Besseres ein, als den nächsten Schutzmann anzuhalten und zu sagen: „Entschuldigen Sie, kennen Sie nicht den böhmischen Dichter Machar?“

„Wo wohnt der Kerl?“ fragte der Wachtmeister. „Das weiß ich eben nicht.“ „Ich auch nicht“, sagte der Schutzmann und wandte mir den Rücken zu. So ging ich zum nächsten Polizeirevier. Dort verwies man mich nach langen Verhandlungen – der Wachtmeister an der Tür nämlich sah, daß ich so erregt war, und fragte mich sehr eindringlich, was mir dieser Herr Machar angetan habe und weshalb ich ihn suchte – an das Einwohnerregister.

„Schreiben Sie hier auf dieses Stück Papier“, sagte der Beamte, „Vornamen und Namen dessen, den Sie suchen, zahlen Sie eine Krone und kommen Sie morgen, um sich die Auskunft zu holen.“ „Gleich, gleich“, rief ich und war schon auf der Straße. Dort, an der frischen Luft, erinnerte ich mich, daß Machar Beamter an irgendeiner Bank war. Ich fragte also den nächsten Wachtmeister, wo hier die nächste große Bank sei. Denn mit Recht nahm ich an, daß ein großer Dichter in einer großen Bank beschäftigt sein müsse. – „Um die Ecke“, sagte der Polizist. „Und der Name?“ „Credit-Bank.“ – Um die Ecke ragte das Gebäude eines österreichischen Kreditinstituts gen Himmel. „Ist bitte Herr Machar da?“

„Er ist in Simmering“. – Semmering, Herrjemine, dachte ich bei mir. – „Weshalb um Himmels willen fährt er gerade jetzt in die Alpen?“ „Aber nein, in Simmering, wieso in die Alpen, im zweiundzwanzigsten Bezirk. Das ist doch der Name des Bezirks. Seine Hausnummer ist 212.“

MACHAR IST NICHT ZU HAUSE

Man mag über Machar denken, was man will, man mag über ihn das beste schreiben, man mag schlecht von ihm schreiben und reden, was aber mich betrifft, so werde ich es nie im Leben mit der einen oder der anderen Richtung halten. Ich werde ihn niemals loben und auch niemals tadeln, nur seine Gattin werde ich loben.

Nur soviel sei jedem zu wissen kundgetan: „Machar war damals nicht zu Hause.“

Das ist eine erschütternde Tatsache im fruchtbaren Leben des Dichters Machar.

Er, der von sich behauptet, er sei immer am richtigen Platz gewesen, was auch sein Freund Dr. Bouček behauptet, dieser Machar, diese große literarische Größe, der Dichter, der als ein Mann beschrieben wird, der niemals seine Bastion an der Donau verließ, wenn es auf ihn ankam, wenn er mit seiner Feder in diese verrotteten Verhältnisse des tschechischen Lebens hineindonnern sollte, dieser Konsul der Realisten war nicht zu Hause. In der Literaturgeschichte muß diese Tatsache auf jeden einen niederschmetternden Eindruck machen. Wenn die Tschechen ihren Dichter am meisten brauchten, war er schlicht und einfach nicht zu Hause. Dies war die quälendste Erkenntnis, die jemals von einem tschechischen Dichter und Schriftsteller gewonnen wurde. Verrat an der tschechischen Sache, dies wäre noch ein schwacher Ausdruck, den man hier anwenden müßte. Die ganze Affäre von Karel Sabinas Verrat ist nichts gegen das, was damals in diesem heißen Monat Machar sich gegenüber drei tschechischen Menschen herausnahm. Er war nicht zu Hause, nein, er war nicht zu Hause, und wenn ich mich auf den Kopf gestellt hätte, da war nichts zu machen.

Als ich damals zu diesem berühmten Wohnsitz kam, war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Huhn, das auf dem Hof dieses trauten Heims, das in seinen Eingeweiden rund zweihundert Tage im Jahr einen tschechischen Poeten beherbergt, ziellos hin- und herflatterte. Ich begriff sogleich, daß dieses Huhn Machar gehören müsse. Aus Pietät gegenüber dem Dichter wollte ich es streicheln, als gerade ein kleines Mädchen an der Tür zum Hof erschien und in den Flur hineinrief: „Mami, irgendein Mann nimmt unser Huhn weg.“ Wie ich später erfuhr, verschwanden Machars Hühner bei

jedem Besuch seiner Verehrer. Manch einer hat nämlich die Gewohnheit, aus der Wohnung eines beliebten Dichters irgendeinen Erinnerungsgegenstand mitzunehmen, zum Beispiel einen angekauften Zigarrenstummel, eine Schachtel Streichhölzer, Schnurrbartwachs, ein Taschenmesser, eine goldene Uhr und ähnliche Kleinigkeiten. – Die Verehrer Machars hatten sich auf Hühner verlegt. Verstohlen, unter den Mänteln, unter den Röcken der Damen ... und da, sobald ich mich um das Huhn bemühte, erkannte jene Dame, Machars Gattin, sofort, daß ich alle Werke Machars gelesen hatte, und sie rief sofort in den Hof heraus: „Kommen Sie nur weiter, Machar ist zwar nicht zu Hause, aber ich zeige Ihnen sein Arbeitszimmer, seinen Schreibtisch – –“

Ich stand, als hätte mich ein Dreschflegel getroffen – Machar ist also nicht zu Hause – in meiner Verzweiflung stotterte ich: „Was kostet der Eintritt, gnädige Frau? Ich habe nämlich kein Geld, wir sind zu dritt, wir sind in Wien ohne einen Kreuzer. Wir sind aus Prag, ich komme nicht als Verehrer, ich komme, um Schulden zu machen. Ich schreibe auch.“ – Die gute Frau Machar! Sie führte mich ins Zimmer, obwohl ich gleich gehen wollte und ausrief: „Armer Kubín, armer Wagner!“ „Wagners Musik hat Machar gern“, sagte Frau Macharová. „Wenn Sie sich noch länger in Wien aufhalten ... Machar kommt in zwei Tagen, er fuhr zu irgendwelchen Vorträgen nach Prag.“ Dann suchte sie einige Schubladen ab und entnahm einer großen ledernen Geldbörse einen Zehnkronenschein, den sie mir sehr verlegen und unter vielen Entschuldigungen anzubieten begann, so daß ich Angst bekam, sie könnte es sich noch einmal überlegen. Als ich schließlich den Zehnkronenschein in der Tasche hatte, war mir, als wäre mir ein Stein vom Herzen gefallen, und ich rief aus: „Sie haben es aber schön hier.“ Eingedenk der Tatsache, daß Machar in seinen Feuilletons Gott dafür dankte, daß er nicht mit der tschechischen Gesellschaft in Prag zusammenleben mußte, sagte ich im Gehen: „Ich wundere mich nicht, gnädige Frau, daß unser Machar hier in Wien so zufrieden ist!“ Frau Macharová lachte: „Er würde aber doch gern wieder nach Prag gehen!“ Ich küßte ihr die Hand, und sie schaute mir lange nach, ob ich nicht das Huhn stehle, und rief ganz diplomatisch dem Huhn zu: „Put, put, put ...“

So kehrte ich in Knoblochs Restaurant zurück. Zu meiner Überraschung sah ich, daß in der Hölle nur Wagner saß. „Kubín ist dich suchen gegangen“, sagte er. „Vor ungefähr einer halben Stunde ist

er zu Machar gegangen. Er erfuhr nämlich von einem tschechischen Herrn, der hier ein Bier trank, Machars Adresse.“

Etwa eine Stunde später kam Kubín zurück und zeigte uns triumphierend einen Fünfkronenschein. –

Wir zahlten unsere Zeche und suchten irgendeinen tschechischen Kulturverein, um uns bei einem einflußreichen Tschechen einzuquartieren.

WIE SICH DIE TSCHÉCHEN IN WIEN VERGNÜGEN

Die Wiener Tschechen teilen sich in zwei Klassen: in vermögendere und in ärmere. Die ärmeren haben ihre Arbeitervereine und die vermögenderen ihre Kulturvereine. Das ganze tschechische Leben ist in diesen Kulturvereinen. Zu uns nach Böhmen flattern Nachrichten herein, wie die Tschechen in Wien drangsaliert werden, wie 300.000 Angehörige des tschechischen Volkes dort in Wien in Entbehrung, Trauer und Trübsinn schmachten in dieser verfluchten Bastion an der Donau. Und hätten sie nicht ihre Kulturvereine, wäre das Los der Tschechen sicher traurig. Was die tschechische Seele zu begeistern vermag, was ihr im Kampf mit dem Germanentum den Rücken stärkt, ist das tschechische Bier in den tschechischen Kulturvereinen. Und es sind vor allem zwei Biere, die die tapferen Wiener Tschechen stärken, zwei Biersorten, die sich unbestreitbare Verdienste um die tschechische Sache in Wien erworben haben, das Wittingauer Bier und das Budweiser Bier. Diese zwei Biere werden nicht als berauschendes Getränk konsumiert, sondern als ein Gruß aus der alten Heimat getrunken. Die Wiener Tschechen lesen nicht viel und sie unterstützen auch nicht die tschechische Literatur, dafür trinken sie aber unser Bier aus dem Königreich. Es ist das Bier der glücklicheren Brüder, die nicht die Dummheit begangen haben, in eine deutsche Stadt auszuwandern. Von diesem Bier wird jährlich so viel genossen, daß sie dafür nicht zwei, sondern zehn tschechische Schulen bauen könnten, doch sie trinken lieber das tschechische Bier und vertrauen auf ihre Brüder in Böhmen und Mähren. Jemand hat sogar behauptet, daß es eine halbe Million Wiener Tschechen gäbe. Und diese halbe Million Wiener Tschechen läßt sich ihre zwei Schulen vom Geld aus den Sammlungen der immer erbötigen Brüder in Böhmen und Mähren erhalten. In Cincinnati in Nordamerika leben 40.000 Tschechen

und diese 40.000 Tschechen haben mit ihrem eigenen Geld schon acht tschechische Schulen und eine tschechische Handelsschule für sich gebaut, obwohl die amerikanische Regierung um nichts besser als die österreichische Regierung ist und aus allen Angehörigen der Vereinigten Staaten Anglosachsen machen will.

Vor dem Kapital gibt sie allerdings klein bei. Wir sprechen ständig vom ungewöhnlichen Heroismus der Wiener Tschechen, davon, wie diese Tschechen an ihrer Muttersprache hängen, und plötzlich erfahren wir, daß alle diese, sagen wir, mindestens 300.000 Wiener Tschechen nur 800 Kinder in den Komenský-Schulen eingeschrieben haben. 100.000 Tschechen in Chicago in Amerika besitzen ihre eigenen 30 Schulen, die sie selbst errichtet haben. Es steht außer Zweifel, daß wir bestimmte moralische Pflichten gegenüber einer Minderheit, sagen wir, in Senseln haben, wo es dreihundert Tschechen gibt, die sich um ihr Geld natürlich keine Schule bauen können. Wenn aber ein Wiener Wochenblatt lamentiert, daß eine halbe Million Tschechen in Wien bis jetzt immer noch kein anständiges tschechisches Gebäude für eine tschechische Schule hat, und ständig schreit „Ihr Tschechen im Königreich tut eure Pflicht nicht“, ist das, bitte schön, die reinste Lumperei. Angeblich besteht der überwiegende Teil der Wiener Tschechen aus armen Arbeitern. Aber unsere armen Arbeiter bei uns im Königreich schicken Geld für die Komenský-Schule, obwohl die Lohnverhältnisse in Böhmen viel miserabler sind als in Wien.

Allerdings spornen wir bei uns das Publikum zur Wohltätigkeit an durch kunstvolle Manifestationen, verbunden mit einem Zug von Reklamewagen zum Ausstellungsgelände. So ein schöner Tag heißt: Prag – den Wiener Tschechen.

Maršners Zuckerwarenfabrik in Vinohrady schickt eine Abordnung mit ein paar Arbeiterinnen und Arbeitern aus der Fabrik, die in unmöglichen Volkstrachten stecken, schmückt einen Lastwagen mit rotweißen Draperien und befestigt oben am Wagen eine Standarte mit der Aufschrift „Bananenkakao, Maršners Bakao ist der beste!“. Jene abgehärmten Nymphen in ihren schäbigen Nationaltrachten werfen Reklamezettel mit dem Text „Trinkt Maršners Schokolade und eßt Maršners Zuckerwaren!“ unter das „Ein Heil dem tschechischen Wien!“ rufende Publikum, und hinter diesem Gefährt, das lebhaft begrüßt wird, weil es offenbar auch etwas mit dem tschechischen Wien zu tun hat, schreiten acht Schergen, die mittelalterliche Söldner darstellen sollen, obwohl man diese Män-

ner, wären sie in dieser Tracht im Mittelalter aufgetaucht, ohne Pardon am nächsten Baum aufgeknüpft hätte, weil man sie für Hyänen von einem Schlachtfeld hätte halten müssen. Und um den Hals tragen diese acht Burschen Plakate mit der Aufschrift „Holoubeks Seife ist die beste!“ Erkennen kann man das zwar nicht, weil die Kerle schmutzig sind, doch das Volk empfängt sie mit stürmischen Rufen: „Ein Hoch dem tschechischen Wien!“ Dann taucht ein ernst dahinschreitender großer, magerer, blasser junger Mensch in schwarzer Bürgertracht und mit kurzen Hosen auf, der mit Mühe eine dicke Kralitzer Bibel schleppt. Es ist der Maler Wenig, der sich auf diese Art und Weise blamiert, aber dies sehr gern und oft. Er wandelt neben einem von einem Milchmann in Wrschowitz ausgeborgten Fuhrwerk, welches vom klapprigsten Droschkengaul aus Prag und Umgebung gezogen wird. Aus dem Wagen lugt das Antlitz eines weißhaarigen Alten mit roter Nase, und neben ihm sitzen zwei Schauspielerinnen vom Vinohrader Theater, die sich auch blamieren, und über diesen Unglücksrabben schwebt die Aufschrift „Böhmische Exulanten“. An diesen Wagen hängt sich, an ihm schmarotzend, ein Jüngling mit einem Degen an, der den Polizisten stolz in die Augen schaut und sich so gebärdet, als wäre er allein dieses ganze böhmische Wien, das man hier hochleben läßt. Dann folgt ein allegorisches Fahrzeug der Vinohrader Bierbrauerei. Auf ihm sitzen acht in mittelalterliche Kostüme gekleidete und „Kostet das Vinohrader Bier!“ rufende Männer mit Humpen in der Hand um ein großes Faß herum. Sie tun, als wären sie betrunken, und sie sind es auch. Plötzlich hält das Gefährt an, und der Kutscher bindet den besten Schauspieler aus der Gruppe am Wagen fest, damit er nicht hinunterfällt. Dieser allegorische Wagen erfreut sich der allergrößten Beliebtheit und wird auch am begeistertsten willkommen geheißen. Und hinter dem Fahrzeug der Vinohrader Brauerei nimmt Komenský Abschied von der Heimat. Er sieht aus wie ein alter Landlehrer aus den sechziger Jahren, hat auf der Nase eine Brille und trägt ein Gebetbuch. Das Publikum empfängt ihn mit großer Herzlichkeit und eine Frau bemerkt: „Das ist der Schuster Hlaváček aus Žižkow.“ – Komenský entdeckt in der Menschenmenge einen Bekannten und ruft ihm herzlich zu: „Morgen im Šenflok!“ Dann marschieren die Nationalsozialen und die Kleinhäusler in aus allen möglichen Maskenkostümverleihanstalten zusammengelaubten Nationaltrachten auf. Vor dem Casino auf dem Graben stimmt man „Auf, auf, ihr Slawen“ an und wenn der ganze Graben

von Donner und Doria! tost, sagt der Anführer des Barák-Vereins: „Jetzt würd' ich mir gerne einen hinter die Binde gießen.“ – In gehobener Stimmung trifft man nach einer dreiviertel Stunde am Ausstellungsgelände ein, und das Ergebnis der ganzen Aktion ist, daß der Reinerlös der Festlichkeit, 10.000 Kronen, dem Komenský-Verein nach Wien geschickt wird. Gäbe es solche Unterhaltungen jedoch nicht, kämen nur ein paar Kreuzer zusammen, aber wie auch immer, das Ergebnis ist sehr ehrenvoll. 50.000 Menschen haben dem tschechischen Schulwesen in Wien an einem einzigen Nachmittag 10.000 Kronen gewidmet. Die telegraphische Nachricht davon fliegt in die tschechischen Kulturvereine und in die tschechischen Vereinshäuser in Wien, und jetzt herrscht große Begeisterung in diesen Gesellschaften.

Und wenn ein tschechischer Tourist aus Prag ausgerechnet in so einem glücklichen Moment in einen der tschechischen Kulturvereine kommt, ist es kein Wunder, daß er in dieser, von 10.000 Kronen aus Prag aufgeheizten Atmosphäre mit großer Wärme empfangen wird. –

Und damals, zur Zeit unseres Wienbesuchs, waren keine 10.000 Kronen nach Wien gekommen, es trafen nur viertausend Kronen von irgendeiner Feier ein, das genügte aber, daß sie uns im tschechischen Kulturverein im elften Bezirk drei Tage und drei Nächte lang zu essen und zu trinken gaben und uns auf alle mögliche Art und Weise freihielten. Und noch dazu waren es Indianer, weil sich die tschechische Gesellschaft in Wien damals in eine Tischgesellschaft aus Indianern und in eine Tischgesellschaft aus Aschantinern gespalten hatte. Die Indianer haben in ihren Lokalitäten eine große Friedenspfeife; wenn es einen feierlichen Anlaß gibt, wie damals, als die besagten viertausend Kronen eintrafen, schlüpfen sie in geflochtene Mokassins und ziehen an einem großen Lederhandschuh, der von der Decke hängt, und rufen dabei: „Hough, hough, hough!“

Die Aschanti haben dann Schwerter, große Holzschilder aus Papier und Pfeil und Bogen, die hängen sie sich um und so tagen sie in ihren Lokalen, und die Indianer und Aschanti statten einander Besuche ab, und dabei wird getrunken, daß sich die Balken biegen, während wir Kreuzer um Kreuzer für das Schulwesen unserer unterdrückten Brüder in Wien sammeln.